Türkheimer Heimatblätter

Nummer 6 Juni 1974 4. Jahrgang

Türkheimer Originale (2)

In einem Beitrag über die Türkheimer Salpetersiederei in Nr. 8/72 der Heimatblätter wurde als letzter Saliter, wie man den Berufsstand der Salpetersieder einstmals bezeichnete, Alois Haffa genannt. Damals wurde schon erwähnt, daß Haffa eine schalkhafte Figur war und den Türkheimern manchen Streich gespielt hat. Haffa war, wie alte Türkheimer erzählten, ein Unikum, ein Spötter und ein Schelm. Er war im Ort nicht beliebt, eher wurde er noch gemieden. Doch wurden im Ort seine Streiche viel belacht. Einen der "dicksten" spielte Haffa den Türkheimern, als er noch die Gipsmühle am unteren Langweidbach (an der Stelle der heutigen Webermühle) betrieb. Der Streich, der schon über ein paar Generationen weitergetragen wurde, soll nach der glaubwürdigsten Überlieferung erzählt werden.

Wie auch in anderen Orten war es früher in Türkheim üblich, am Vorabend des ersten Firmtages den zur Firmung anreisenden Bischof von Augsburg mit Glockengeläute zu empfangen. Vom Turm der Pfarrkirche hielten die Läutburschen Ausschau und wenn zur gewohnten spätnachmittägigen Stunde das bischöfliche Gefährt, eine Kutsche in der Ettringer Straße auftauchte, fingen sie mit allen Glocken auf dem Turm zu läuten an. Das war dann auch das Zeichen für die Einwohner, sich an die Straße zu begeben, um den nach allen seiten segnenden Oberhirten empfangen zu können. Wenn das Gefährt in den Markt einfuhr, knieten die Leute am Straßenrand nieder und bekreuzigten sich. Durch einen Spalier von Kindern erreichte die bischöfliche Kutsche dann den Pfarrhof, wo der hohe Gast für zwei Tage Wohnung nahm.

Dieser Vorgang vollzog sich alle zwei Jahre in der altgewohnten Form. Einmal aber durchkreuzte einer diesen Brauch in einer Art, daß es als Schande für den ganzen Markt empfunden wurde. Es war Haffa, der Saliter, der an diesem Tage zu seinem schlimmsten Streich ausholte und der dem Erzschelm bald eine Anklage wegen der früher hochbestraften Gotteslästerung eingebracht hätte.

Haffa hatte diesen Streich, den ihm die Türkheimer nie vergaßen, wohlweislich gut vorbereitet. Als die Stunde nahte, in der sich der Kutschwagen mit dem hohen kirchlichen Würdenträger gewöhnlich schon auf dem Wege nach Türkheim befand, spannte Haffa seine beiden Rappen an die Kutsche. Er hatte letztere gründlich gereinigt und auf Hochglanz poliert, auch die Pferde aufgeputzt, als hätte er ein Brautpaar zu fahren. Als das Gefährt abfahrbereit hinter dem Hause stand, stieg Haffa

hinauf in seine Kammer und beobachtete die nach Ettringen führende Straße. Bald entdeckte er auch was er gesucht hatte, die bischöfliche Kutsche, die sich schon bald auf halbem Wege nach Türkheim befand. Zwischen den Bäumen erkannte Haffa, daß sich das Gefährt schon ein gutes Stück von Ettringen entfernt bewegte. Er fand es nun für höchste Zeit, sein Vorhaben durchzuführen. Eilig bestieg er seine Kutsche, hängte die lederne Decke ein und trieb die Pferde an. Im Galopp verließ das Gefährt den Hof und bog in die Straße nach Türkheim ein.

Haffas Rechnung ging genau auf. Er war noch kaum hundert Meter von seiner Behausung entfernt, da hörte er schon das Geläute der Pfarrkirche. Offensichtlich hielt man seine Kutsche für die bischöfliche. Er wußte nun, daß er seine Rolle richtig zu spielen habe. Schnell band er ein rotes Tuch um den Kopf und lehnte sich soweit als möglich in das Fahrzeug zurück. Als er bei Einfahrt in den Markt die ersten Leute, die des Bischofs Segen erwarteten, an der Straße knieen sah, war ihm klar, daß er seine Rolle nun auch zu Ende spielen muß. Mit dauernden Handbewegungen verbarg er sein Gesicht vor den sich emsig bekreuzigenden Menschen. Je mehr sich Haffas Kutsche unter dem vollen Klang der Glocken der Kirche näherte, je größer wurde die Anzahl der Gläubigen, die am Wege knieten und des bischöflichen Segens harrten. Wie Haffa die Pfarrkirche erreichte, bog er nicht in das zum Pfarrhof führende Spalier der Kinder ein, sondern zog die Zügel an und seine Pferde trabten im Galopp die Hauptstraße hinauf, wo Haffa im Rößle den gelungenen Streich zu begießen vorhatte.

Alles stand fassungslos, niemand fand eine Erklärung des Vorgefallenen, doch auf einmal sagte einer "das war ja der Saliter, der Erzspitzbube!" Schnell ging dieses Wort durch die Reihen der Gläubigen, die sich darauf verärgert und beschämt bald auflösten. Als das richtige bischöfliche Gefährt kaum eine halbe Stunde später in den Markt einfuhr, waren die Glocken vom Pfarrkirchturm längst verstummt und kein Mensch stand mehr an der Straße. Verwundert sah der hohe Herr aus der Kutsche und fand keine Erklärung. In der vom Saliter angestifteten allgemeinen Verwirrung hätte man bald den hohen Gast gänzlich vergessen. Wie man ihm die Ursache dieses Vorfalles vermittelt hat, ist nicht bekannt.

Wohlweislich hütete man sich in Türkheim, über diese mißliche Angelegenheit zu sprechen. Doch war es bald im weitesten Umkreis bekannt und selten wurde eine Sache so belacht wie diese.

Haffa wurde natürlich beim Amtsgericht wegen Gotteslästerung angezeigt. Bei der Verhandlung wußte er sich geschickt zu verteidigen. Als er aufgefordert wurde, den Sachverhalt klarzulegen und den Hergang zu schildern, erzählte er die Sache, daß selbst der Richter das Lachen verbeißen mußte. Zum Hauptpunkt der Anklage, die segnenden Gesten seiner Hand, wußte er eine treffliche Ausrede. Er sagte, er habe mit der Hand nur abgewunken und damit zu verstehen gegeben, daß er nicht der Bischof sei. Weiter habe er auch immer nach rückwärts gezeigt und damit angedeutet, daß das bischöfliche Gefährt bald nachkommen werde. Wenn die Leute das als Segnung verstanden haben, sagte Haffa, dann tun sie ihm bitter leid.

Daraufhin mußte der Richter, der überzeugt war, daß der Saliter diesen Streich den Türkheimern bewußt gespielt hatte, die Anklage wegen Gotteslästerung fallen lassen und ihn freisprechen. Doch gab er ihm schon eine deutliche Ermahnung, sich solcher unsinnigen Streiche in Zukunft zu enthalten.

(Haffas Streiche werden fortgesetzt.)

Handwerk und Gewerbe im alten Türkheim

Vom Gesellenwandern in früherer Zeit

Bis zum ersten Weltkrieg war das Gesellenwandern noch allgemein üblich. Die meisten der früheren Türkheimer Handwerksmeister zogen mit Ränzel und Wanderstab durch die deutschen Lande und sogar hinaus über die Grenzen. Ihre Wanderbücher weisen Eintragungen von Herbergen ferner Städte und Zeugnisse fremder Handwerksmeister auf. Nur wenige von ihnen behielt die Fremde, fast alle kehrten zurück in ihre schwäbische Heimat.

Das Gesellenwandern war Pflicht. Wie aus alten Handwerksverordnungen hervorgeht, waren mindestens zwei Wanderjahre vorgeschrieben. Der Brauch war wenigstens schon im beginnenden 18. Jahrhundert üblich. Aus den Schwabeckischen Handwerksakten gehen mehrere Berichte darüber hervor. Eine Eintragung gibt besonders Aufschluß. Nach ihr forderte im Jahre 1702 das Kurfürstlich-Schwab-

eckische Pflegamt alle im Herrschaftsgebiet ansässigen Bewohner auf, zu berichten "wieviel ihrer Söhn in der Frembt weilen, ob sie bei katholischen oder lutherischen Dienstgebern stehen und wo sie sich derzeit aufhalten." Auf dem von der Gemeinde Türkheim 1703 dem Pflegamt übergebenen Verzeichnis heißt es u.a.: "...der Söhn, so außerhalb des Marktflecken Türkheimb in der Frembt ihres Handwerks oder als Soldat leben, sind es 24 welche sich auf Wanderschaft befinden und 11 als Soldaten oder im Krieg." Von den meisten war der Aufenthalt nicht bekannt. "Wissen nit wo sie sich aufhalten," schrieb der Türkheimer Bildhauer Martin Beichel von seinen zwei Söhnen in das vorgelegte Schriftstück. Nur von zwei der aufgeführten wandernden Handwerksgesellen war der Arbeits- oder Aufenthaltsort bekannt. Einer von ihnen weilte in Wien, der andere in Würzburg "im fernen Landt", wie eingetragen ist.

Die Handwerkszünfte hatten für Nächtigungen und Verpflegung der wandernden Gesellen erhebliche Kosten zu leisten. Die Handwerksmeister waren nach den Articeln auch gehalten, öfters in den Herbergen und Zunftlokalen zu erscheinen, sich mit den Gesellen zu unterhalten und sie über Herkunft und Ziel zu befragen und ihnen auch einen Trunk zu spendieren. Da saßen Meister und Gesellen einträchtig beisammen, tauschten Wandererlebnisse aus und sprachen über Arbeitsweisen fremder Werkstätten, über Arbeitszeit und Lohn und über die Küche der Meisterin. Letzteres war ein überaus wichtiger Gesprächsstoff unter den wandernden Gesellen. Scherz und Witz führten oft zu einer übermütigen Geselligkeit, wie sie die heutige Zeit nicht mehr kennt. Da wurde oft bis spät in die Nacht Wanderlieder, aus denen das Heimweh und die Erinnerung an frohe Tage klang, gesungen.

In den Städten waren von den Zünften eigene Herbergen für die wandernden Gesellen eingerichtet. Sie wurden allgemein "Herberge zur Heimat" genannt. In den Großstädten hatten die meisten Gewerbe eigene von der Zunft unterhaltene Herbergen. In Kleinstädten und Märkten war es gewöhnlich ein Gasthaus, das die Nächtigung und Verpflegung der Wanderburschen übernahm. Aus den ältesten Türkheimer Gemeindeakten gehen alljährlich Beträge hervor, die dafür dem Unteren Tavernwirt (heute Adler) bezahlt wurden. Nach der Errichtung eines Wirtshauses im östlichen Ortsteil (1872 - Gasthaus zum Ochsen) wurde dort die Nächtigung der durchreisenden Wandergesellen übernommen. Wenn man in einem der erhaltenen Fremdenbücher blättert, liest man Namen von Menschen aus allen deutschen Gauen. Alle größeren Städte, z.B. Berlin und Hamburg, Königsberg und Düsseldorf, Breslau und Köln sind aufgeführt. Alle Handwerke und Gewerbe sind vertreten. Viele davon werden heute nicht mehr ausgeübt. Nur wenige der Gesellen führten einen Ort als Reiseziel an, fast alle schrieben in die Rubrik "unbekannt."

Wenn der Winter nahte, suchten die Handwerksgesellen einen Arbeitsplatz, wenn auch der Tisch der Frau Meisterin nicht so reich gedeckt war und des Meisters Tochter des Gesellen Zuneigung verschmähte. Kam aber das Frühjahr ins Land, dann erwachte in dem Gesellen wieder die Wanderlust. Dann sangen sie: "Her Meister und Frau Meisterin, laßt mich in Frieden weiterziehn und wandern!"

Abschließend sei hier noch vermerkt, daß das Gesellenwandern früherer Zeit mit dem durch die Not und Arbeitslosigkeit bedingten Handwerksburschenleben der Zwanziger- und Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts nichts gemeinsam hat. In dieser Zeit zogen Hunderttausende überwiegend bettelnd durch das Land.

Der eigentliche Handwerksgeselle, von dem hier die Rede ist, wurde gewöhnlich von Hause aus mit einem Zehrgeld ausgestattet, sprach nur bei seinen Meistern vor, wurde von ihnen an den Tisch geladen oder ihm wurde nach Prüfung von Wander- und Arbeitsbuch ein Wegegeld gereicht. Von der Zunft und später von den Innungsmeistern erhielten sie das übliche Wandergeschenk. Zwischenzeitlich nahmen sie auch wieder eine Arbeit an, der Lohn davon reichte dann auch wieder einige Wochen.

In die Heimat zurückgekehrt, erzählten die Gesellen von der Schönheit der Städte und den deutschen Landschaften, von Begegnungen und Freundschaften, von trüben und von heiteren Stunden ihrer Wanderzeit.

Altes heimatliches Brauchtum in der Sommerzeit

Christi Himmelfahrt

Reiches kirchliches und weltliches Brauchtum wob sich einstmals um den "Auffahrtstag des Herrn", wie man Christi Himmelfahrt früher allgemein bezeichnete. Wohl der bedeutendste Brauch an diesem uralten Kirchenfest war der

Umgang, auch Öschgang oder Hagelprozession genannt. (Der Umgang wird heute noch durchgeführt, hat jedoch seinen eigentlichen Zweck, die Fluren zu segnen, längst verloren.) In frühester Zeit führte der Öschgang um die in diesem Jahr bebaute Ackerflur, später ging man durch die den Ort umgebenden Felder, um für sie Gottes Segen zu erbitten.

Wie in allen Pfarreien wurde in Türkheim der Öschgang nach einem alten Verschreiben gehalten. Betend zog man von der Pfarrkirche zu den vier Kreuzen, die bis gegen 1790 in allen Himmelsrichtungen "auf freyem Veldt" standen. (Früher standen die Kreuze noch außerhalb des Etters (der Ortsumzäunung).

Bereits in der alten Kirche pflegte man den Vorgang der Himmelfahrt Christi auf allerlei realistische Weise zu versinnbildlichen. Die gebräuchlichste war die Darstellung der "Auffahrt des Herrn", bei der eine Figur, die den Heiland verkörpern sollte, mit Seilen vom Mittelgang des Längsschiffes in eine Öffnung an der Kirchendecke gezogen wurde. Meist war es eine lebensgroße bekleidete Holzfigur, doch wurde in ärmeren Kirchen auch nur ein Christusbild unter dem Geläute aller Glocken, dem vollen Orgelklang und brausenden Volksgesang emporgezogen.

Im Türkheimer Pfarrurbar aus dem beginnenden 18. Jahrhundert heißt es dazu: "Am Auffahrtstag wird Christus in ein Loch im Gewölb zochen." Das pfarrliche Verkündbuch dieser Zeit führt aus: "Nach dem gegebenen Gloggenzeichen um 12 Uhr mittags wird die Auffahrt des Herrn dargestellt." Ein späterer Eintrag besagt: "Bei der mittäglichen Vesper am Himmelfahrtstag wird die glorreiche Auffahrt sinnbildlich der versammelten Gemeindt vor Augen geführt". In früherer Zeit soll es wichtig gewesen sein, wo die Christusfigur vor dem Verschwinden in der Decke hinsah. Von dort kommen, so sagte man, die schweren Sommergewitter. Man sagte auch: "Wenns an dr Himmelfahrt au koi Gwittr geit, dr Reaga isch ganz gwiß it weit!" (Tatsächlich hatte man damit öfters recht als unrecht, denn regnen tut es am Himmelfahrtstag sehr häufig.)

Es wird erzählt, daß in frühester Zeit die symbolische Auffahrt des Herrn sogar in einem eigenen Kindergottesdienst gehalten wurde. Während die Kleinen dem Schauspiel des Aufzuges der Figur aufmerksam folgten, fiel aus der Öffnung am Gewölbe ein Regen von Süßigkeiten herab, der die frommen Gedanken alsbald verscheuchte und ein buntes Durcheinander hervorrief, bis die eifrig Suchenden durch einen zweiten Regen - diesmal war es ein Wasserguß - auseinander getrieben wurden. (Diesen eigenartigen Scherzen soll jedoch schon vor drei Jahrhunderten ein Ende bereitet worden sein.)

Das gänzliche Verbot der "Auffahrt Christi" erfolgte anfangs des 19. Jahrhunderts. Es betraf auch eine ganze Anzahl weiterer sinnbildlicher Darstellungen biblischer Vorgänge.

In der im Regierungsblatt von 1804 S. 139 bekanntgemachten Verfügung heißt es eingangs: "Die Landesdirektion wünscht, daß folgende zweckwidrige Ceremonien, die doch eigentlich mit rein kirchlicher Natur nicht zu tun haben, abgeschafft zu sehen." Dann heißt es unter Ziffer 4: "Die sogenannte Himmelfahrt Christi, wo eine hölzerne Statue oder ein Bildnis Christi an Stricken unter lärmendem Gedränge des herbeiströmenden und gaffenden Volkes in die Höhe gezogen wird." Das war das Ende dieses alten Brauches. Von dieser Zeit ab wurden nach der Vesper die Gläubigen mit einer kleinen Figur des Aufgefahrenen gesegnet, die dann, wie es heißt "eilig aus der Kirche entfernt wurde."

Um den Himmelfahrtstag knüpfte sich auch mancher, heute nicht mehr begreifbarer Volks- und Aberglaube. Nur einiges davon:

Der am Himmelfahrtstag vor Sonnenaufgang gerührten Butter, die ungesalzen sein mußte, schrieb man einstmals wundertätige Kräfte zu.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)

Herausgeber Hans Ruf / Fotodruck Jos. Huber

6/74 Türkheimer Originale II
Handwerk und Gewerbe im alten Türkheim / 4. Vom Gesellenwandern in früherer Zeit
Altes heimatliches Brauchtum in der Sommerzeit
Christi Himmelfahrt I